

fischt im Trüben, stochert mit der Stange im Nebel und wie der alte, in der politischen Auseinandersetzung so beliebten Spruchweisheiten mehr sind. Die Orientierung an Surveys bietet hingegen die Chance, die Akzente richtig zu setzen und Zielgruppen und Krankheiten nicht nur nicht zu verfehlen, sondern auch lebensweltliche Zugänge und Verhalten-

sprogramme darauf abzustimmen. Bei der weiteren Beratung des Gesetzentwurfs bleibt zu hoffen, dass sich die Gesundheitspolitiker ihrer zitierten Spruchweisheiten erinnern und dafür sorgen, dass bei der Zieldefinition durch die Stiftung auf Surveys, d.h. auf den Ergebnissen epidemiologischer Public Health-Forschung aufgebaut wird.

Prof. Dr. Georges Fülgraff
Berliner Zentrum Public Health
Ernst Reuter Platz 7
TEL 11-4
10587 Berlin
Tel.: 030/31421970
Fax: 030/31421578
BZPH@tu-berlin.de

Empirische Sozialforschung – standardisiert

Helmut Kromrey

Im allgemeinen Sprachgebrauch haben sich Bezeichnungen wie „*quantitative Methoden*“ oder „*quantitative Forschung*“ durchgesetzt, wenn eine Strategie gemeint ist, deren Ziel die Gewinnung präziser, vergleichbarer, intersubjektiv gültiger empirischer Informationen ist. Die in einem standardisierten Vorgehen erhobenen Daten sollen den Charakter von „Messwerten“ haben, die unmittelbar statistisch auswertbar sind. Solche Bezeichnungen sind jedoch irreführend, weil sie den Fokus auf lediglich einen Teilaspekt richten, der sich allenfalls als ideologischer Kampfbegriff („*qualitativ*“ versus „*quantitativ*“) eignet, aber nicht den Kern der Forschungsstrategie trifft. Zu charakterisieren wäre die sog. „*quantitative*“ Forschung treffender als ein streng zielorientiertes Vorgehen, das die „*Objektivität*“ seiner Resultate durch möglichst weitgehende Standardisierung aller Teilschritte anstrebt und das zur Qualitätssicherung die intersubjektive Nachprüfbarkeit des gesamten Prozesses als zentrale Norm postuliert.

Ein solches zielorientiertes und auf Standardisierung angelegtes Vorgehen ist allerdings nur realisierbar, wenn zuvor mehrere *Voraussetzungen* erfüllt sind. Zu Beginn muss die The-

menstellung exakt und unter Vermeidung von Leerformeln beschrieben und muss der Informationsbedarf vollständig und präzise angegeben werden: Welche Informationen werden in welchem Detaillierungsgrad für welche Zwecke benötigt? In gleicher Genauigkeit ist der „Gegenstand“ zu definieren und abzugrenzen, über den die gewünschten Informationen erhoben werden sollen: Welche Objekte gehören (noch) dazu, und welche Strukturelemente sind relevant? Falls die Formulierung des Themas sowie des Gegenstands der Untersuchung (noch) nicht hinreichend präzise möglich ist, ist auch die Entwicklung eines angemessenen standardisierten Forschungsdesigns nicht möglich; „*strukturentdeckende*“, auf Offenheit des Vorgehens angelegte Konzepte der sog. „*qualitativen*“ Forschung sind in diesem Fall geeigneter. Bei der Ausarbeitung des Forschungsdesigns und der Planung der einzelnen Schritte zur Informationssammlung (= Operationalisierung) ist die Präzisierung durch *Entwicklung eines forschungsleitenden Strukturmodells* und ist die Fokussierung auf den angestrebten Informationsbedarf fortzusetzen. Die Grundgesamtheit aller Objekte, für die die zu gewinnenden Aus-

sagen gelten sollen, ist zu definieren und empirisch abzugrenzen. Es ist zu entscheiden, ob eine Vollerhebung angestrebt wird oder eine Stichprobe gezogen werden muss. Schließlich ist zu entscheiden, welche Informationsquellen bzw. welche Informanten die benötigten Daten liefern sollen und mit welchen Instrumenten sie in einer für die Untersuchungsfrage geeigneten Weise erhoben werden können. Alle Entscheidungen sind zu begründen und zu dokumentieren, um die geforderte intersubjektive Kontrollierbarkeit überhaupt zu ermöglichen. Die *Designphase* ist derjenige Abschnitt des Forschungsprojekts, in dem die Basis für die Qualität der Resultate gelegt wird. Was in dieser Phase übersehen oder falsch entschieden wird, lässt sich später (bei der Datenerhebung und bei der Datenanalyse) nicht mehr korrigieren. Gründliche Recherchen des bereits verfügbaren Erkenntnisstandes, die sorgfältige Entwicklung der einzusetzenden Instrumente und ihr umfassender Pretest sind daher unabdingbare Voraussetzungen, um bei einem standardisierten Verfahren der Informationsgewinnung zu verlässlichen Daten zu kommen. „*Standardisierung*“ bedeutet, dass die Erhebung der Informatio-

nen sich *in jedem einzelnen Fall* in gleicher Weise vollzieht. Rein formal ist das zwar relativ gut realisierbar: durch ein für alle identisches Erhebungsinstrument (z.B. standardisierter Fragebogen), durch Sicherstellung des gleichen Typ von Forschungskontakt bei allen Informanten (z.B. persönliches Einzelinterview in der Wohnung des Befragten), durch überall gleichartiges Verhalten des „Informationssammlers“ (z.B. freundlich-neutrales Auftreten des Interviewers). Das allein sichert jedoch noch nicht die *semantische Gleichheit formal* identischer Antworten. Diese ist vielmehr erst dann gewährleistet, wenn die gleiche Kategorie im Erhebungsinstrument (z.B. Fragewortlaut plus Antwortvorgaben im Fragebogen) von den Informanten in identischer Weise verstanden *und* nach den gleichen Kriterien beantwortet wird. Diese Prüfung ist die zentrale (und über die Da-

tenqualität entscheidende) Funktion von Pretests, die leider viel zu häufig vernachlässigt wird. Interviewer können darin geschult werden, sich „standardisiert“ zu verhalten; Informanten werden nicht „geschult“, für sie muss das Erhebungsinstrument „selbsterklärend“ sein, damit eine Datenbasis gewonnen werden kann, in der gleiche Codes auch Gleiches bedeuten.

Dass letzteres gewährleistet ist – ohne weitere Deutung vergleichbare Daten –, ist die meist implizit gelassene Voraussetzung dafür, dass *statistische Modelle und Verfahren* für die Analyse eingesetzt werden können. Nur unter dieser Voraussetzung können die Codes in der Datenmatrix ausgezählt und dürfen die in den Daten ermittelten Häufigkeiten in empirische Häufigkeiten übertragen werden, nur unter dieser Voraussetzung dürfen statistische Beziehungen zwischen „Variablen“ der Datenmatrix als Zusammen-

hänge zwischen Merkmalen in der empirischen Realität interpretiert werden.

Um auf die zu Beginn problematisierte Bezeichnung „quantitative Methoden“ zurückzukommen: Erst auf der Stufe der Datenanalyse ist sie zutreffend. Bei statistischen Verfahren handelt es sich nun in der Tat um „quantitative Methoden“. Ihr Einsatz setzt „quantifizierbare“ (d. h.: unmittelbar auszählbare, weil jeweils Identisches abbildende), *nicht* jedoch „quantitative“ (d. h.: Quantitäten abbildende) Daten voraus.

Literatur siehe *Weiterführende Literatur zum Schwerpunktthema*.

Prof. Dr. Helmut Kromrey
Kufsteiner Str. 12
10825 Berlin
Tel.: 030/8536070
Fax: 030/85071073
kromrey@bds-soz.de